

Rainer Winter (Hg.): Die Zukunft der Cultural Studies. Theorie, Kultur und Gesellschaft im 21. Jahrhundert

Bielefeld: transcript Verlag 2011, 279 S., ISBN 978-3-89942-985-5, € 28,80

Gut 60 Jahre gibt es die Cultural Studies, dauert ihre „Erfolgsgeschichte“ (S.8), so der Herausgeber, Kultur- und Kommunikationswissenschaftler in Klagenfurt, in seiner Einleitung, nimmt man die Veröffentlichung von Raymond Williams „Culture and Society“ von 1958 als Startpunkt (S.200). Anfangs waren die Arbeiten

des Centre for Contemporary Culture Studies vornehmlich auf die britischen Kultur- und Sozialverhältnissen fokussiert und äußerst kritisch, wenn nicht marxistisch ausgerichtet. Entsprechend „kritisiert, verleumdet, denunziert und bekämpft“ – so Winter (S.8) – wurden sie „von ihren universitären und außeruniversitären Gegnern“ (Ebd.). Seit 1983

gibt Mike Featherstone die anerkannte Zeitschrift „Theory, Culture & Society. Explorations in Critical Social Science“ heraus, in der der *cultural turn* diskursiv begleitet, begründet und die internationale Debatte angestoßen worden ist. In den 1990er Jahren haben sich die Forschungsaktivitäten internationalisiert, vor allem in den USA und Australien, aber auch in Europa. 1992 erscheint ein repräsentativer, fast 800 Seiten starker Reader mit dem Titel „Cultural Studies“ (Grossberg/Nelson/Treichler. London/New York 1992) und dokumentiert sie als internationales, inter-, wenn nicht transdisziplinäres „und manchmal auch gegen die Disziplinen gerichtetes Fachgebiet“ (S.8). Inzwischen haben sich die Cultural Studies an den Universitäten als Studien- und Forschungsrichtungen fest verankert. Allerdings habe sich damit auch der politische Impetus, so der chinesische Kulturwissenschaftler Huimin Jin (S.200), verlagert oder gar verflacht, weg von „Marxismus, Ideologie, Hegemonie, Widerstand und Artikulation“ hin zu „Identität, Hybridität, neue Ethnizität [...] und Globalisierung“ (Ebd.).

Da greift man neugierig zu einem Sammelband, in dem internationale Repräsentanten versammelt sind und der die „Zukunft der Cultural Studies“ zu skizzieren, mindestens zu thematisieren verspricht. Doch – um es gleich vorweg zu sagen – die neun Beiträge, die laut Einleitung auf eine „wichtige Konferenz“ (1990) zurückgehen (S.8), sind eher retrospektiv und deskriptiv ausgerichtet. Kühne Entwürfe oder auch nur Trendbeschreibungen über „Theorie, Kultur und Gesellschaft im 21. Jahr-

hundert“, wie der Untertitel vollmundig ankündigt, sind Fehlannonce, allenfalls in ein paar Nebensätzen angedeutet. Aber auch in inhaltlich-theoretischer Hinsicht lässt einen der Reader ratlos, so disparat, wenn nicht gänzlich willkürlich sind sowohl die Auswahl der Beiträge als auch ihre internen Argumentationen. Von einer alternativen, gar kritischen Kulturanalyse ist wiederum bestenfalls schemenhaft etwas zu spüren.

Diese Urteile müssen natürlich begründet werden: Nach Winters Einleitung, die – wie gezeigt – die Etablierung und Expansion der Cultural Studies umreißt und die Beiträge als „Beispiele für die Pluralisierung und Dynamisierung des Feldes“ (S.9) ankündigt, folgen zwei Aufsätze, die sich mit den Cultural Studies an den Hochschulen, aber eigentlich mit der generellen, als prekär angesehenen Situation von (welchen?) Universitäten, ihrer zunehmenden Unterwerfung unter die Interessen des Marktes, der anhaltenden Finanzknappheit und der verstärkten Ausrichtung auf berufliche Ausbildung kritisch befassen. Die Cultural Studies werden neben anderen transdisziplinären, akademischen Quertreibern als allerdings auch schon geschwächte Bollwerke für eine wie immer zweckfrei und kritisch ausgerichtete Alma Mater erachtet. Doch sie sind freilich auch nur noch die „kümmerlichsten Brosamen“, „die von den sich beginnenden Tischen unserer Herren fallen“ (S.55) – so Ryan Bishop, Anglistik-Professor an der National University of Singapore.

Demgegenüber betonen Hanno Hardt, ehemals Kommunikationswissenschaftler in Iowa und Ljubljana, und Rainer Winter die nach wie vor positiven und konstruktiven Optionen der Cultural Studies für Theorie und Methoden: Hardt lobt sie als „kritisch-intellektuelles Unterfangen“ zur „Untersuchung der Bedingungen des zeitgenössischen öffentlichen Diskurses“ (S.70), auch gegen die ökonomische Vereinnahmung der Universitäten, gegen die „Mainstream-Positionen in Forschung und Lehre“ (S.71), aber auch gerade hinsichtlich der „Rolle der Massenkommunikation“ (S.68). Winter zeigt vor allem Methoden der „qualitativen Forschung in der amerikanischen Tradition“ (S.75ff) auf und will sie vor allem als nachhaltige Instrumente für eine „kritische und interventionistische“ Sozialwissenschaft verstanden wissen, die sich gegen die „verschärfenden Formen sozialer und kultureller Ungleichheit“ (S.89) stemmt.

Dass das Konzept der „Hegemonie“ inzwischen nicht mehr hinreichend tragfähig ist, vielmehr Macht heute „posthegemonial“ sei und die Cultural Studies nach alternativen „Schlüsselkonzepten“ (S.96) suchen müssen, fordert der Londoner Kulturwissenschaftler Scott Lash in seinem Essay, der ursprünglich 2007 veröffentlicht wurde. Gründe für diese Veränderungen sieht er in der Herausbildung der globalen Informationsgesellschaft und damit in der Verlagerung ins Symbolische. Macht werde ontologisch. Die Cultural Studies müssten sich daher verstärkt mit „den Kulturindustrien“

befassen: „mit Kunst, Medien, Architektur, Design, Informations- und Kommunikationstechnologie“ (S.123). Aber taten sie dies nicht von Anfang an? Was also ist daran neu und – vor allem – wie sollten sie es tun? Denn darin lagen ja ehedem das Symptomatische und kritisch Neue der Cultural Studies. Einige konkrete Beispiele liefert (endlich) dazu Douglas Kellner von der University of California unter dem (vermeintlich) innovativen Ansatz des „Medienspektakels“, das er schon in mehreren Beiträgen vom Medienereignis und Medienritual abgegrenzt hat. Breit schildert er hier die Abläufe und politischen Intrigen des amerikanischen Präsidentschaftswahlkampfes 2009, um sie zu „dekonstruieren“ (S.157). Ob und wie Barack Obama mit den social networks neue mediale Dimensionen des Wahlkampfes eröffnet hat, wie vielfach anderswo apostrophiert wird, lässt Kellner unbeachtet.

Eine Medienethik auf Grundlage der neoaristotelischen Tugendlehre will der Londoner Nick Couldry entwickeln, allerdings mit recht eigenwilligen Prämissen: Sie habe nicht „journalistischen Verhaltensregeln zum Gegenstand“ (S.163), beziehe sich auch nicht auf die Struktur der Medien, aber sei in dem hier weit gedachten Sinn noch nicht entwickelt worden. Die hierzulande recht ausführlich und grundsätzlich geführten Debatten um Medienethik kann Couldry wohl nicht gemeint haben; offensichtlich kennt er sie nicht. Die seine soll global angelegt sein und sich – nach hiesigen Termini – als Publikumsethik auf Bewertungen von Medienpraxis richten sowie Verbindungen zwischen Alltag

und Medienurteilen herstellen. Bei diesen Postulaten bleibt es weitgehend: Wie ethische Grundsätze begründet werden können – das eigentliche Anliegen ethischer Diskurse –, interessiert Couldry kaum. Das frühere Konzept des „kulturellen Imperialismus“, wie es von John Tomlinsons (Cultural Imperialism. Baltimore Md. 1991) entwickelt worden ist, zu überwinden, dafür plädiert Huimin Jin; Globalisierung und Postmoderne verlangen stattdessen einen „globalen Dialogismus“, eine philosophische Betrachtungsweise von Moderne und Postmoderne, die Intersubjektivität, Interkulturalität und Hybridität als theoretische Grundlagen bearbeitet. So abstrakt bleibt das Plädoyer. Schließlich legt Mike Featherstone von der Nottingham Trent University unter dem Titel „Die Moderne und die kulturelle Frage“ (S.219ff) eine kleine Kulturgeschichte Asiens, vor allem Chinas und Japans, seit dem 18. Jahrhundert vor (die auch schon 2007 erschienen ist). Er will damit zeigen, dass unser Begriff der Moderne fast ausschließlich westlich geprägt ist, aber viele Entwicklungen dort bis ins 19. Jahrhundert hinein ähnlich verlaufen sind. Doch theoretisch und empirisch sind sie längst noch nicht hinreichend berücksichtigt. Unter dem pauschalen Begriff der globalisierten Öffentlichkeit könnten ihre analytischen Potentiale gründlicher ausgeschöpft und auch weitere Perspektiven eröffnet werden. Die allerdings bleiben vage.

Vorzug und Markenzeichen der Cultural Studies waren ursprünglich die direkte, möglichst authentisch, gelegentlich auch teilnehmende Beob-

achtung und Analyse sozialer und kultureller Aneignungs- und Produktionsweisen zumal der benachteiligten Bevölkerungsgruppen – oft genug auch mit anwaltschaftlicher, mindestens engagierter Perspektive. Wenn die vorliegenden Beiträge, Ansätze und wissenschaftlichen Positionen die neue „Zukunft“ der Cultural Studies auch nur annähernd repräsentieren, dann scheinen sie jene Symptomatik zu verlieren und zur konventionellen, ausufernden Kulturphilosophie und -anthropologie zu verflachen. Kämpfe um ihre weitere Verbreitung und Verankerung an den Universitäten, wie eingangs gefordert, erübrigen sich dann.

Hans-Dieter Kübler (Hamburg)